

## Spiegelbild

### Mit akademischem Hohn zerpfückt eine Frau das Biedermeier und entlarvt sich selbst.

Vermutlich ist es eine Mischform aus Selbstgespräch, Selbstvergewisserung und einem Social mediastream, die eine namenlose junge Frau (Sarah Gailer) in «Das Stilleben» von Caren Jess in der Umsetzung von Barbara Weber gegen die eigens wahrgenommene Stille unternimmt. In einem Museumsdepot ausharrend, erblickt sie das Portrait eines adeligen Herrn (Sébastien Fanzun) im fein säuberlich geputzten, reichen Interieur des 19. Jahrhunderts und nervt sich über dessen selbstgefällige stoische Zufriedenheit. Selbst hat sie Hummeln im Hintern, spricht mal frontal auf ihr Publikum im Saal, dann auf jenes auf Social Media ein, vaped, trinkt und posiert. Gespickt mit verbalen Fussnoten alias Ausschweifungen, die primär zur Illustration ihres geisteswissenschaftlich geschulten Geistes überhaupt angebracht werden, zerpfückt sie das Biedermeier als Synonym für Spiessigkeit und inszeniert sich selbst als längst und bei Weitem über die Errungenschaften dieser Epoche hinausreichend komplett erhaben. Was notabene einer nicht minder fein säuberlich geputzten Selbstdarstellung gleichkommt, derer sie sich aber anscheinend überhaupt nicht gewahr



(Bild: Toni Suter)

ist. Sie fühlt sich – wie der Adel damals – als etwas Mehrbesseres und unterstreicht diese Beweisführung mittels vermeintlicher Souveränität, die sich indes auf Zuseher immer stärker als eigentliche Kleingeistigkeit selber entlarvt. Abgesehen vom Geschlecht schaut sie auf ihr Spiegelbild und nervt sich recht eigentlich über alles. Eine Wutbürgerin im Wortsinne ist es nicht, dazu fehlt ihrem Monolog die Aufforderung zum Umstürzlerischen, aber die Tendenz ist in der Anlage sichtlich enthalten. Als Handlungszeit drängt sich die Pandemie auf, während der diese junge Frau eine Berechtigung dafür ableitet, sich aus dem ihrerseits gefühlten Mangel an Anerkennung in eine eigene Überlegenheitsillusion zu steigern, um es doch nur wieder wohlig bequem zu haben. *froh.*

«Das Stilleben», bis 30.5., Theater Winkelwiese, Zürich.

## Umgang

### Hansjörg Schertenleib stellt die Frage nach der Verantwortung im Umgang mit Alten.

Der Maler (und Musiker: Marco Käppeli) ist schon in der Wohnung Zugang, in der alles Entscheidende mit Plastikfolie abgedeckt ist. «Ein Vorhang aus Rasierklingen» zeigt eine Unzeit an einem Unort. Ab morgen früh ist alles organisiert. Der demente Arnold (Werner Bodinek) kommt nach Thailand ins Pflegeheim. Die Tochter ist in Berlin beschäftigt, also muss die Enkelin Delia (Denise Hasler) den Übergang irgendwie überbrücken. Ein eingeübtes verbales Pingpongspiel zwischen den beiden, sich im spielerischen Unernst einer ins Sinnlose steigenden Assoziationskette selbst zu veräppeln, bildet noch eine sogenannt funktionierende Austauschreihe zwischen Delia und Arnold. In der Regie von Daminàn Dlaboha ist beiden aus unterschiedlichen Gründen unwohl und die häufige Wiederholung dieser Kontaktmethode wird zusehends zum Feigenblatt, um das ernste Gespräch nicht führen zu wollen. Der Überraschungsbesuch von Delias Partner Blerim (Patrick Slanzi) bedroht diesen filigranen Burgfrieden. In seiner Kultur mit albanischer Prägung sei es undenkbar, jemanden Altes ausserhalb der eigenen Verantwortung in Obhut zu geben, das sei «eine



(Bild: Marco Sieber)

Frage des Respekts». Die Szenerie aus einander entgegenwirkenden Kräften von Ohnmacht und Schuldgefühlen einerseits, einer gefühlten Realität des Grossvaters gegenüber tatsächlich vorgefallenen Selbst- und Fremdgefährdungen andererseits, beschreibt zuvorderst einen Schwebestand, der hauptsächlich darauf hinweist, dass eine effektiv ernstliche Auseinandersetzung mit der Thematik bislang unterlitten sein muss. Worauf jede verbale geäußerte Emotion im Subtext einen Anstrich von Verlegen- bis Verlogenheit erfährt. Diesbezüglich erweist sich die Bühnenbaustelle als sehr viel transparenter als der sich zusehends zu einem gordischen Knoten verengende inhaltliche Kontext, an dem nicht gerührt werden will. Der also genauso von sich geschoben wird, wie Arnold es werden soll. *froh.*

«Ein Vorhang aus Rasierklingen», 2.3., Sogar Theater, Zürich.

## Absurd

### Die Avantgarde von 1966 ist schwierig geblieben – fürs Theater wie fürs Publikum.

Das Stück nach Kafka machts seinem Publikum mit sehr fragmentierten Klängen im Surround-Sound nicht leicht, in Stück und Themen zu kommen. Die Inszenierung erreicht mit Tempo, Tanz und Video atmosphärisch viel. Es gibt Stücke, auf die bereitet man sich besser vor. «Amerika» im Opernhaus gehört dazu, die Avantgarde von 1966 fordert noch immer das Theater und das Publikum. Besser man kennt Franz Kafkas Roman «Amerika», dieses Fragment über den 15-jährigen Prager Karl Rossmann, der nach Amerika auswandert und dort in eine absurde soziale Abwärtsspirale gerät. Man kennt besser auch etwas die Lebensgeschichte des Komponisten Roman Haubenstock-Ramati (1919 bis 1994), der in die Wirren der NS- und Stalin-Diktatur geriet und zum Avantgarde-Komponisten wurde. Seine «Ameri-



(Bild: Herwig Prammer)

ka»-Oper schrieb Haubenstock-Ramati in zum Teil in extra erfundenen Notationsarten, eine kleine Ausstellung im Gang zum Parkett im Opernhaus zeigt das auf. Geht das Licht im Zuschauer-raum aus, erklingt die Musik gleich von rundum: Neben dem gross besetzten Orchester spielen aufgezeichnete Klänge, die durch den ganzen Raum wandern, eine grosse Rolle. Musik wirkt geräuschhaft mit vielen Tonclustern und sich überlagernden Spuren, die Figuren singen kaum, der Text wird mehr gesprochen. Die Musik fragmentiert. Unwillkürlich denkt man an den Soundtrack von «Zone of Interest». Auch die bewusst nicht auf eine Entwicklung angelegte Handlung verunmöglichen jede Identifikation. Zum Glück stellen Regisseur Sebastian Baumgarten zusammen mit den Videos von Robi Voigt, der geschickten Ausstattung von Christina Schmitt und dem Licht von Elfried Röllner sowie einem Dutzend Tänzer:innen, im Breakdance-Street-Stil choreografiert von Takao Baba auf der Bühne viel Witz, Anspielungen und Tempo dagegen. Je mehr man davon vor dem Beginn der pausenlosen knapp zwei Stunden schon weiss, umso mehr kann man sich auf die bewusst unlogische Welt «Amerikas» einlassen. (tg.)

«Amerika», bis 13.4., Opernhaus, Zürich.